

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Seufke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 44

Sonntag, den 24. September 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 24. Sept.: Maria de Mercedis; Montag, 25. Sept.: Materius; Dienstag, 26. Sept.: Philus; Mittwoch, 27. Sept.: Rosmas; Donnerstag, 28. Sept.: Wenzel; Freitag, 29. Sept.: Michael; Samstag, 30. Sept.: Hieronymus.

*

15. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 7, 11—16.

In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß; und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie geführt und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu und rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Und er gab ihm seiner Mutter. Es ergriff aber sie alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgeführt.

*

Unser bisheriger Gang durch die Geschichte der katholischen Kirche der ersten vier Jahrhunderte hat uns nur gelegentlich mit den Irrlehren dieser Zeit zusammengeführt, die die Einheit mit Rom freiwillig aufgegeben haben oder von der Kirche ausgeschlossen wurden. Solange die Kirche um ihre Existenz rang, war kein rechter Boden für tiefeingreifende, aufwühlende Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten. Erst als die gewalttätige Bekämpfung des Christentums ein Ende genommen, als die Kirche in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen, da tauchten auch sofort Neuerer auf, stellten unerhörte Lehrmeinungen auf und machten der Kirche Opposition. Zur Rechenschaft gestellt, kündigten sie den Gehorsam und rissen zahlreiche Gläubige und weite Gebiete von der Einheit der Kirche los. Damit war die Kirchenspaltung gegeben. Die erste größere Spaltung dieser Art knüpfte sich an den Namen des Arius. Auf dem ersten allgemeinen Konzil zu Nicäa (325) wurde über ihn und seine Lehre zu Gericht geseffen. Der ehrgeizige, in seinem Stolz verletzte Geistliche unterwarf sich nicht, beharrte in Irrglauben und Ungehorsam, und da es ihm gelang, die weltliche Macht, die orthodoxen Kaiser, für seine Sache zu gewinnen, so geschah der Kirche stark Abbruch, und es schien eine Zeitlang, als ob die ganze Kirche dem Arianismus anheimfallen sollte.

Es war damals wohl das erste Mal, daß sich die Mitglieder der Kirche vor die ernste Frage gestellt sahen: Wo ist die Wahrheit, welche Kirche ist die rechte, ist es die des Arius oder die des Bischofs von Rom? Und dann: woran erkennt man die wahre Kirche?

Der Arianismus ist aus der Geschichte verschwunden. Die irre geleiteten Völker haben sich wieder zur Mutterkirche gefunden, oder fielen weiteren Irrungen und dem Untergang anheim. Die Frage nach den Kennzeichen der wahren Kirche ist aber im weiteren Verlaufe der Kirchengeschichte noch oft gestellt worden, und heute ist die Christenheit in drei große Kirchen geteilt, die alle drei den Anspruch erheben, die rechte Kirche zu sein, das ist die katholische Kirche, die griechische (orthodoxe) Kirche und die protestantische Kirche. Jede

dieser Kirchen zählt Millionen Anhänger, die lath. Kirche etwa 300 Millionen, die griech. etwa 170 Millionen, die prot. ungefähr 160 Millionen. Da erhebt sich also die Frage: welche von diesen hat Anspruch auf Wahrheit, welche ist jene, bei der der Herr bleiben will („Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“), welche betrachtet er als seine Kirche? Unmöglich können es alle drei zu gleicher Zeit sein. Schon deswegen nicht, weil die eine Kirche Lehren und Anschauungen enthält, die das direkte Gegenteil von dem sind, was die andere Kirche als richtig und einzig wahr behauptet. Eine von beiden Lehren muß doch falsch sein, und Gott kann nicht zu gleicher Zeit Urheber und Beschäfer von Wahrheit und Lüge sein. Aber auch angenommen, die drei heute maßgebenden einflussreichsten Bekenntnisse seien in Glaubenssachen unter einander einig, und nur in untergeordneten Dingen verschiedener Praxis, sonst aber selbstständig und unabhängig, so kann auch dann unmöglich jede der drei Kirchen Anspruch auf göttliche Duldung und Gutheißung machen. Denn Christus hat bloß eine Kirche gegründet. Das erhellt schon aus dem Umstande, daß er nur ein Oberhaupt bestellt hat, überhaupt alle Anordnungen und Einrichtungen nur für eine Kirche getroffen hat. Apostel waren zwölf, und alle zwölf gingen hinaus in die Welt, um neue Gemeinden zu gründen. Aber keiner der zwölf hatte die Absicht, oder hat auch nur den Versuch gemacht, jeder eine selbstständige Kirche ins Leben zu rufen, sondern nur in Unterordnung unter Petrus, so wie es der Herr bestimmt hatte. Ueberdies ist das Wort des Heilandes zu beachten: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche (nicht Kirchen) bauen.“

Es erhebt sich also immer die Frage: Woran ist die wahre Kirche zu erkennen?

Da Christus allwissend ist und die zukünftigen Schicksale seiner Kirche und das Aufstehen von Spaltungen voraussah, so leuchtet ein, daß er für diese Fälle vorgesehen und die Menschheit instand gesetzt hat, aus eigenem Augenschein die richtige Kirche aus mehreren herauszufinden. Diese Merkmale der wahren Kirche mußten von Christus herart aufgestellt werden, daß sie jeder ohne große Mühe entdecken konnte. Die große Mehrheit der Menschheit und auch der Anhänger der Kirche gehört zu den ungebildeten, unstudierten Leuten. Christus konnte diesen unmöglich zumuten, nach Art der Gelehrten eine feinsinnige Untersuchung anstellen zu müssen, um die Wahrheit von Irrtum zu sondern und die rechte Kirche zu entdecken. Die Merkmale müssen jedem einfachen verständigen Menschen ohne weiteren gelehrten Apparat bei einem Nachdenken, das nicht zuviel Mühe machen darf, sofort gegeben sein. An dieser ganz natürlichen und selbstverständlichen Forderung scheitern aber, wie wir später sehen werden, alle nichtkatholischen Kirchen.

Welches ist nun die wahre Kirche? Woran ist sie zu erkennen? Die Antwort darauf gibt der Herr selbst: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Aber welcher Art sind diese Früchte? Es sind dieselben, wie bei den falschen Propheten, von denen der Heiland das Wort zuerst gebraucht hat. Es sind die guten und schlechten Werke. Mit anderen Worten: die Heiligkeit in Verbindung mit Christus, denn nur Christus gibt die Kraft zur Heiligkeit. Also Heiligkeit und Einheit sind die zunächst liegenden Kennzeichen, an denen man die wahren Jünger Jesu erkennt. In seiner Abschiedsrede vor seinem Leiden hat der Heiland diese beiden Eigenschaften von seinem Vater für seine Jünger erbitten („Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast,

damit sie eins seien, wie wir es sind. Heilige sie in der Wahrheit“), also muß sie auch seine Kirche besitzen. Da Christus aber niemand von seiner Kirche ausschließen, allen Völkern und allen Zeiten die Wohlthaten seiner Kirche zukommen lassen wollte, so muß die Kirche allgemein, d. i. katholisch sein. Die Apostel waren die ersten Träger des göttlichen Willens und die Vollstrecker des Auftrages Jesu. Vermöge ihrer eigenartigen Stellung zu Jesu sind sie nach dessen Weggange als die berufensten Gründer und Organisatoren der Kirche zu betrachten. Jede Gründung der Kirche muß also auf die Apostel zurückzuführen sein. Wo immer heutzutage sich eine Kirche aufbaut, muß sie ihren Zusammenhang mit den Aposteln nachweisen können. Das ist das vierte Merkmal der Kirche: die wahre Kirche Christi muß apostolisch sein.

Einig, heilig, katholisch, apostolisch, das sind also die vier Kennzeichen der wahren Kirche. Sie sind nicht willkürlich aufgestellt, sie ergeben sich aus dem Wesen und Zweck der Kirche. Wenn die nichtkatholischen Kirchen ebenfalls sich bemühen, diese vier Kennzeichen für sich nachzuweisen, dann beweisen sie damit einmal die Notwendigkeit von Kennzeichen, weiter aber wie sie der Wahrheit Gewalt antun müssen, um alle vier Merkmale an sich festzustellen. Es ist aber dazu zu bemerken, daß sie diese vier Merkmale oft in gänzlich verändertem Sinne nehmen, den Sinn, den sie ihm geben wollen, erst hineinlegen und dann darauf weiter Beweise bauen. Wir werden im einzelnen noch darauf zurückkommen.

Bps.



Der hl. Pelagius — ein jugendlicher Held

(25. September.)

Die früh zu mir wachen, werden mich finden! (Evr. 8, 17.)

Zu Beginn des Mittelalters waren die Geschiede Spaniens sehr wechselvoll. Germanische Völker strömten von Norden her in die reichen Gefilde des Südens, um später dann gegen die von Afrika herüberkommenden Mauren das oberste Land zu verteidigen. Und diese Mauren, die in ihrer Heimat gegen das Christentum oft so grausam vorgingen, behandelten in fluger Bosheit die Christen in dem unterworfenen Spanien mit Rücksicht und Milde. Wenn trotzdem auch in dieser Zeit dort Christenblut floß, dann blieb das doch ein vereinzelter Fall, der sich aus besonderen Umständen erklären läßt. So verhält es sich auch mit dem Martyrium des hl. Knaben Pelagius.

Pelagius entstammte einer vornehmen christlichen Familie. Als sein Oheim, der Bischof Hermogianus von Tuz in den Kämpfen zwischen Christentum und Mauren gefangen wurde, erhielt er erst die Freiheit wieder, als mehrere Mauren gegen ihn ausgetauscht und sein kleiner Nefle Pelagius noch als Geißel gestellt wurde. So kam dieses zehnjährige Kind an den Hof des Königs Abderhahan II. nach Cordova. Nach Erlösung gewisser Bedingungen sollte er dann nach drei Jahren wieder frei werden. Unterdessen wurde er in gelindem Gewahrsam festgehalten. Doch fiel er wegen seiner körperlichen und geistigen Vorzüge allgemein auf. Pelagius zeigte aber auch, daß das Christentum tief im jungen Herzen Wurzel gefaßt.

als Vermögus nach drei Jahren die eingegangenen Bedingungen nicht einhalten konnte, und Belagius noch weiter bleiben mußte, wurde Abderchaman von neuem auf dem Knaben aufmerksam. Als man nun eines Tages bei Tische die Sittenreinheit, die ausnehmende Körper- und Seelenschönheit des Christenknaben vor dem Fürsten rühmte, erklärte dieser: „Ich will dem Belagius Leben und Freiheit schenken, wenn er den Glauben Mohameds annimmt. Nächst ihm ein Feiertag an und bringt ihn dann her!“

Belagius trat in feierlichen Gewändern in den Saal. Da er in kindlicher Unschuld und Unbefangenheit noch schöner da stand, wurde Abderchaman ganz von ihm eingenommen. „Ich will dich begnadigen, Belagius, dich ganz an meinen Hof nehmen; du sollst in Allem Ueberfluß haben, groß sein in Ehren und Ämtern, wenn du den Christenglauben ablegst und meinen Glauben annimmst!“

Ohne langes Bedenken erwiderte der Knabe freimütig und stark: „Solch einen Tausch werde ich nie machen. Mein Glaube ist mir unendlich wert und lieb, er bringt mir ewigen Lohn und ewige Güter; dein Angebot, o Fürst, ist Nichts; es ist nur für die vergängliche Zeit; es ist wie Schein und Schaum!“

An dieser offenen, fast kühnen Antwort fand der König Gefallen. Doch als er Belagius zu sich heranzog, um ihn zu küssen, wehrte dieser mit einer abscheuandrückenden Gebärde den Fürsten von sich ab und rief: „Hinweg mit deinem unreinen Munde! Meinst du denn, ich sei ein Weib, wie deine Knechte es sind? Ich bleibe meinem Glauben treu und durch die Gnade meines Gottes sollst du sehen, wie männlich auch ein Christenknabe streiten kann!“

Da fuhr Abderchaman zornig auf, er schlug dem Knaben ins Gesicht und schrie in wildem Grimme: „Sofort verfluchst du deinen Glauben an Christus, oder du sollst mit einem grausamen Tode sterben!“

Belagius sah freudigen Blickes gen Himmel, machte das Zeichen der Erlösung über sich und bot dann fest wie ein Held seinen Leib den Dornen dar. Diese schnitten ihm auf Abderchamans Befehl Glied um Glied ab. Zuerst mußten die Lippen bluten, die vor dem Kusse des Königs zurückgeschauert, dann die Nase, die Ohren, die Augen, die Wangen. Sodann begannen die Scherzen ihre Blutarbeit bei den Beinen und Fingern. Einen halben Tag dauerten die un menschlichen Qualen. Doch Belagius stieß keine Klage aus. Wohl kam einmal ein leises Wimmern aus dem gequälten Körperchen, sonst aber kein Laut, der die unsagbaren Peinen verriet, die der junge Held litt. Was er mit blutenden Lippen stammelte, waren Gefühle des Dankes und der Liebe gegen seinen Herrn und Gott.

So endete das Leben eines Kindes, das Gottes Gnade zum großen Helden des Glaubens machte; es war am 26. Juli 925.

Die Gebeine des hl. Knaben wurden von den Muren ins Wasser geworfen, um sie so der Verehrung zu entziehen. Die Christen aber sammelten sie wieder und begruben sie auf dem Kirchhofe des hl. Gennadius zu Cordova, während das Haupt in der Kirche des hl. Chyrian allda verehrt wird. Die Spanier, die sich vor jedem Selbentum in Verehrung beugen, hielten das Andenken des jugendlichen Glaubenshelden in hohen Ehren; viele Kirchen verkünden fest noch den Ruhm des hl. Knaben Belagius. Und gerade in den Kämpfen, die Spanien so glorreich bestand, in denen es dann die Muren wieder aus dem Lande drängte, wurde neben dem hl. Apostel Jakobus auch der kleine Märtyrer von Cordova vertrauensvoll angerufen.

Die Jugend ist ihrem Wesen nach weich und bilsam, und Kinder wie unser Belagius sind Ausnahmen und Werke der göttlichen Gnade. Und doch sollte auch unsere Jugend, die so oft sich zu weich und nachgiebig zeigt, zu echter Festigkeit erzogen werden, zumal wir in der Zukunft ein hartes und festes Geschlecht gebrauchen. Diese Härte und Festigkeit wird in den jugendlichen Charakter am ehesten und bleibendsten, auch am leichtesten und natürlichsten hineingetragen durch eine wahrhaft tiefgehende religiöse Erziehung und Durchbildung. Nur die Religion im Veretne allerdings mit einer Erzieherthätigkeit, die auch die

Gebote der Zeit versteht, kann solche Menschen heranbilden. Und wenn schon jetzt während des Krieges, der doch alle schädlichen Elemente zurüchdrängen sollte, wenn schon während des Krieges, der doch so klar wieder den Wert einer religiösen Durchbildung gezeigt hat, Kräfte wirksam sein wollen, die die Religion aus der Jugenderziehung hinausschaffen wollen, dann sollte sich jeder Deutsche ohne Unterschied des Bekenntnisses gegen solch ein Unternehmen mit aller Entschiedenheit wehren! Er sollte bedenken: Eine Kinderstube ohne Kreuz bleibt immer ein Land, wo nur halbe Arbeit geleistet wird, und eine Schule ohne Religion ein Unbding, weil es einen Teil der Seele ohne Einfluß verkümmern läßt, weil es einen Ruf überhört, der aus der tiefsten Tiefe der Seele kommt!

P. S. B., O. F. M.



Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(13. Fortsetzung.)

Begriff und Wesen des christlichen Starkmutes: 2.

Seinem Wesen und Begriffe nach hat der christliche Starkmut im Tugendleben — wenn ich mich so ausdrücken darf! — eine doppelte Aufgabe: eine positive und eine negative; er muß die Seele starkmachen, daß sie die Schwierigkeiten des Tugendstrebens ohne Wanken und Schwanken auf sich nimmt, und daß sie dann in den Leiden des Lebens mutig und ungebrochen aushält. Wenn ich diese letztere Aufgabe eine mehr negative nannte, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß der Starkmut nach dieser Richtung hin nicht alle seine Kraft einsetzen müßte, im Gegenteil, er braucht das alles, was an Festigkeit in ihm liegt, und es ist des Starkmutes erstes und vorzüglichstes Werk, in den Widerwärtigkeiten standzuhalten.

Starkmut in Kreuz und Leid! Gerade in den Schicksalsschlägen des Lebens fest und aufrecht bleiben, ist so schwer; denn der Gegner, der uns da anfällt, ist zunächst sehr mächtig. Der Mensch kann sich seiner eigentlich gar nicht entwehren; alle ringt das Leiden nieder, fesselt alle. Auch der mächtigste Herrscher der Welt ist ihm untertan. Nur die geduldige Ausdauer, der christliche Starkmut, entreißt diesem mächtigen Gegner gleichsam seine Beute, indem er wenigstens die Seele nicht unterliegen läßt, wenn es auch den Leib mit grimmiger Gewalt packt. Der Starkmütige läßt sich auch im schwersten Leid nicht unterkriegen.

Dann kommt das Leid meist oder doch oft von mehreren Seiten; sagt schon Shakespeare:

„Wem die Leiden kommen,
So kommen sie wie ein'le Späher nicht,
Rein, in Gleichquadern.“

Aber auch dieser Masse gegenüber versagt der christliche Starkmut nicht. Die makabäische Mutter beweist dies in wahrhaft übermenschlicher Selbenthätigkeit. Gott forderte nicht nur von ihr das Leben, er forderte es auch von ihren sieben hoffnungsvollen Söhnen. Und die sieben Kinder, die sie in Schmerzen geboren, die sie in Sorgen erzogen, die sie dann aber auch in echter Mutterhoffnung aufblühen sah, entriß ihr ein blutdürstiger Tyrann in freblem Uebermut an einem Tage. Und diese Heldenuutter sah ihre Söhne nicht nur gelassen sterben; sie hatte an überirdischem Starkmute soviel in ihrem weichen Frauenherzen, daß sie vor allem ihrem Lieblinge, dem Kleinsten, noch ein gut Teil davon mitgeben konnte. Und als auch dieser gefallen, beugte sie den Nacken ohne Beben unter das Weil des Denkers — eine achtfache Heldin!

Endlich ist der Gegner, womit der christliche Starkmut zu ringen hat, so zahl und ausdauernd. Er legt sich nicht zum Schlafe nieder, wenn die Schatten der Nacht, zum stärkenden Schlummer einladend, sich auf die Erde nieder senken. Rein, gerade, wenn der Mensch müde und matt ist, greift dieser Gegner am wildesten an.

Deshalb ist auch der Starkmut eines Christen, der in all diesen mächtigen und zahlreichen und zähen Angriffen umgeben bleibt, mehr zu bewundern als das Selbentum derer, die auf irdischer Arena den Preis gewonnen.

Die Welt sieht so manchen Helden, der auf dem blutigen Felde des Krieges den Gegner tapfer und geschickt niederrang, ihre Ehrendekorationen — die Helden haben sie verdient. Aber wo stehen die Ehrenmale der christlichen Helden und Selbinnen, die in tage- und jahrelangem Leiden aushielten? Deren Lippe wohl einmal ängstlich in kurzem Aufschrei zu Gott bebt, deren Auge wohl einmal in fast unerträglicher Qual sich nährt, deren Seelen aber nie zusammenbrechen?! In diesen starkmütigen Christenhelden gehören auch unsere Krieger, die aus übernatürlichen Rücksichten in Not und Tod nicht verzagen! In diesen christlichen Selbinnen gehören auch die Frauenseelen, die drinnen im Lande ohne lautes Jammern, mit einem Ausblick zum Allerhöchsten den schwersten Verlust mannhaft tragen!

Die zweite große Aufgabe des christlichen Starkmutes besteht darin, die Schwierigkeiten des Tugendstrebens überwinden zu helfen.

Es ist schon schwer, täglich zu den Wünschen einer ungeordneten Natur „Nein!“ zu sagen. Heute reizt es dich zur Ungebild; morgen lockt dich der Sinnenlust verlockendes Schmeicheln; tags darauf will dich die wilde Begier, alles zu haben, in Besitz nehmen — nur der Starkmütige hält sich ruhig und rein und still!

Du sollst auch höher streben; du sollst in Werken des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, in der Ausübung aller christlichen Tugenden täglich wachsen — trotz der verderbten Natur. Es rufen dich die Pflichten von allen Seiten: die Pflichten als christlicher Mann, als christliche Frau; die Pflichten als Borgefetzte, als Untergebenen! Es rufen dich die Pflichten, die du im engsten Kreise deines eigenen Hauses oder im weiteren Kreise der Gemeinde, des Staates hast; es rufen dich die Pflichten deines Standes — ja Pflicht, ein Wort, das den Schwächling schreckt, von dem der Starkmütige aber singt:

„Als behrer Stern winkt himmelan die Pflicht,
Und Liebeswerke, welche lindern, heilen, segnen:
Sind Blumen gleich auf unserm Pfade gestreut!“
(Sines.)

Und wenn ein Mensch mehr tun will, als die Gebote Gottes und der Kirche verleiht, wenn er sich berufen fühlt, die Pfade der Vollkommenheit zu gehen: sei es in der Stille eines Klosters oder auch mitten im Getriebe der geschäftigen Welt — dann muß der christliche Starkmut erst recht ihm Stab und Stütze sein! Wenn schon das Leben eines gewöhnlichen Christen die Kräfte des Starkmutes so sehr in Anspruch nimmt, um wieviel mehr dann der Gang auf den Höhenpfaden der evangelischen Räte. Und wenn es schon Trost und Kraft bedeutet, Genossen des Leidens, des Strebens und Streitens zu haben, dann muß so manche Seele, die einsamere Höhenwanderung erwählt, auf diesen Trost verzichten und bei dem christlichen Starkmüte solchen holen. Und für sie gibt es in der Tat keinen besseren Begenossen als den starken Schutzgeist aus den Scharen himmlischer Kräfte. Dieser ging einem hl. Paulus zur Seite, als er schrieb: „Allenthalben leiden wir Trübsal, aber wir werden nicht beängstigt; wir geraten in Not, aber wir werden nicht niedergebengt; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden niedergeworfen, aber wir gehen nicht zu Grunde! Immer tragen wir die Abtötung Jesu an unserem Körper, damit das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde!“ (2. Kor. 4, 8—10.) Und nur ein Starkmütiger kann mit dem gleichen Apostel sprechen: „Wer wird uns von der Liebe Christi trennen? Etwa Bedrängnis?, etwa Todesangst?, etwa Hunger?, etwa Blöße?, etwa Gefähr?, etwa Verfolgung?, etwa das Schwert? Wie geschrieben steht: Um beinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; werden geachtet wie Schlachtopfer. Aber in all diesem überwinden wir um dessentwillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch ein an-

deres Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn! (Röm. 8, 35—39.) Das ist nicht die Sprache eitlem Ruhmstucht, das ist das jubelnde Stammeln dessen, der den Geist neben sich fühlt, der die Märtyrer besetzt, der die Schwednisse der Wälder mit den Helden christlicher Entsagung bevölkert.

„Mache dich auf! Mache dich auf und zeige Stärke!“ (Ps. 52, 1.)

Goldene Messe

Als die dunkelblaue Augustnacht ihren Mantel über Berg und Tal mütterlich ausbreiten begann, flammte es plötzlich auf den Bergen glühend rot: eine stille, tiefinnige Freude jubelte ihr wortloses Lied zu den Sternen. Das Lied schwebte auf Wellenfittichen talwärts und — wurde Wort und Klang. Vor dem altehrwürdigen Pfarrhaus, das sonst um diese Stunde längst in tiefster Stille lag, wogte das Lied, das frohe und ernste, das lustreiche und schlicht-heimatliche, in harmonisch-süßen Rhythmen und das Herz der Nacht schlug leiser, damit das Lied weithin schallen könne über die Gärten und die Häuser und die Wälder und überall die helle Lohr heiliger Freude entzünde, aus der es geboren.

Als zur schlummernden Sonne drang das Lied. Als die Sonne erwachte, blickte sie froh leuchtend auf die grüne Erde nieder, über die noch die weißen Nebelschleier dahinwagten. Und sie zwang sie mit glütigem Finger, sich in die Erde zu verfrachten und entfüllte nun die saphirblauen Himmelsklofen in all der sommerlichen Pracht und Reinheit.

Die Berge lächelten und zeichneten ihre Linien, ihre Felsen und Wälder, ihre Wiesen und Lichtungen, jeden duftigen Fichtengipfel mit unendlicher Klarheit an dem blaukristallinen Hintergrund ab. Die bunten Blumen der häuerlichen Gärten standen taumelnd und sonnegebadet. Weiße Kleider huschten über den grünen Plan zwischen Kirche und Pfarrhof. Glockenstimmen hallten über das Tal und die Hänge. Der Wald hatte sogar Willkür seiner Kinder geendet: Tannen- und Fichtenreih wand sich in schön geschwungenen Linien um die Säulen des Kirchentors, schmiegte sich um die Pforte des Pfarrhauses, umschlang den Triumphbogen am Kirchplatz, hing in sanft runden Bogen von den Kirchwänden.

Das war der große Festtag im steirischen Dorf: Kirchtag — es war Maria-Himmelfahrt — und heute noch viel mehr: des Pfarrers goldene Messe. Darum hatten dies Jahr die roten Feuer auf den Bergen gelodert, darum hatten am Vorabend Nieder geklungen und darum sah der Himmel aus wie der tiefblaue Mantel und der ganz, ganz zarte Dunst, der über dem glastenden Licht schwebt, wie die feinen Schleier der himmelschwebenden Jungfrau.

Wieder läuten die Glocken, die Fahnen wehen, die weißen Kleider der Kleinen und großen Mädchen flattern, die Kerzen in den kleinen, braunen Händen strecken ihre zuckenden Flammen himmelwärts, Kinderstimmen singen ein heiliges Lied: der Zug geht in die Kirche. Erst die Kinder mit den weißen Kleidern und den offenen Haaren und mit Augen, darin der Unschuld Frohsinn glänzt. Dann die großen Mädchen, blaue Bänder mit der Muttergottesmedaille als schönsten Schmuck, stolz tragen sie die herrliche Fahne mit dem Bild der erhabenen Schutzfrau; dann die Geistlichkeit in Festgewändern, Blumen und Lichter in den Händen, zuletzt — der Jubelpriester.

Seine ehrwürdige Gestalt umwallt in goldenen, schweren Falten die antike Kasel, die goldene Krone schmückt sein graues Haupt, Rosen duften ihm in der einen, die Kerze flammt ihm in der anderen Hand.

Drinnen steht die Orgel mächtig brausend ein. Das schöne Gotteshaus empfängt die Schar mit Lannenduft und Blumenschmuck,

mit Kerzenschein und Farbenharmonie. Die drei frühlichen Engel überm Baldachin der Madonna am Hochaltar, die immer auf frohes Spiel zu denken scheinen, schauen schier übermüht vor Freude herab. So viel Licht, Blumen und Musik haben sie nicht alle Tage, auch nicht so viel glänzende Menschenaugen.

Die Muttergottes, die mitten in den goldenen Hieraten in einem seideverzierten Häuschen thronet, steht heute in mildem Lichtglanz und lächelt freundlich herab. Ganze Blumenwälder umgeben sie und ihr Kindlein. Blumen blühen, rot und weiß, zwischen den goldenen Hieraten und neben dem Tabernakel blühen seitwärts vor dem Kreuztisch, blühen an jeder Kerze, blühen vor der Pietà und der heiligen Anna und vor dem goldenen heiligen Florian, der mit silbernem Wasser ein brennendes Haus löscht.

Der ganze Sommer ist eingezogen in der Dorfkirche mit tausend Blüten. Durch die hohen gotischen Fenster fließt gedämpftes Licht und läßt die goldenen Priestergewänder und die goldenen Heiligenstatuen sanft ausleuchten.

Der Jubelpriester steht am Altar und feiert sie jetzt, die goldne Messe.

Die jungen Stimmen am Chor klingen hell und froh. Die Orgel schmiegt sich sanft wie eine liebende Mutter an sie an. Die Geigen frohlocken wie hüpfende Kinder beim Spiel auf blumiger Wiese.

Nach dem Evangelium besteigt ein Freund des Jubilars die Kanzel und rollt das Leben dessen auf, der dort an der Seite der Altare still in sich versunken sitzt. Ein Lichtstrahl spielt ob des Hauptes des Jubelpriesters, das noch nicht ganz silbern schimmert. Das klassische Profil hebt sich scharf ab vom dunklen Hintergrund der Wand. Die Rote gesunden Greisenalters blüht auf dem Antlitz, die Doppelwürde der Jahre und des Priestertums krönt die Stirn.

Und der Prediger, der, froh seines heutigen Amtes, groß und kräftig auf der Kanzel steht, rollt das Priesterleben auf. In eindringlicher Rede, dem schlichten Bergler verständlich wie dem Gelehrten Hörenschrift, führt er Leid und Freud, Kampf und Stille, Arbeit und Trost des Priesters vor und die fünfzig Jahre Priestertum zieh'n ernst und gottverklärt vorbei. Was mag wohl in diesen Minuten am leuchtendsten stehen vor dem geistigen Auge des Greises, der sinnenden Blickes vor sich hin sieht? Etwa die tausend kleiner Menschen-seelen, die er in die heilige Gemeinschaft aufnahm durch die Taufe? Oder die glänzenden Kinderaugen, die ihn ansahen, da er als Lehrer vor ihnen stand und ihnen vom Jesuskind erzählte? Oder die brechenden Augen der Sterbenden, die sich angst- und vertrauensvoll auf ihn richteten und ruhig wurden, wenn er ihnen Worte der Milde und Ermunterung gab und den ringenden Seelen das Himmels-tor öffnete? Oder die Stunden auf der Kanzel, da er zu den Herzen seiner Schäflein redete, ermahnend, warnend, belehrend? Oder die stillen Stunden am Altar, von denen nur einer weiß außer ihm? Oder die unzähligen Messopfer, die er in dämmerstiller Morgenstunde in der Dorfkirche dargebracht? Oder die noch stilleren Stunden an jenem verborgenen Platz hinterm Hochaltar, wo er sein Ohr den schuldbeladenen Seelen liebend neigte und sein Mund wohl viele tausendmal die erlösenden Worte sprach?

All das Große, Heilige seines Berufes zieht vorbei an seiner Seele, die ganzen 50 Jahre wallen vorüber wie eine gottverklärte Prozession von himmelschwebenden Seligen. Sie stehen um ihn und schweben um ihn und schlingen einen himmlischen Reigen um ihn wie die Engel des Fra Angeliko, und der 50., dessen Kleid goldig schimmert, schwebt ganz dicht heran an ihn und hält die Goldkrone über dem Greisenhaupt.

Da fließt ein Strom heiliger Bönne in das Priesterherz. Verjüngt, neugekräftigt, ermutigt, entflammt, steigt er die Stufen des Altars hinauf und setzt die heilige Handlung fort. Von der Höhe des Chors schwebt jetzt eines Großen unsterblicher Genius und erfüllt

die Hallen mit unendlicher Süße und Innigkeit: Mozarts Ave verum. Ein Landestind ist's, an den lieberfrohen Ufern der Mürz erblüht, das alle Weichheit und Sehnsucht, alle Andacht und Ehrfurcht, alle Zartheit und Frömmigkeit, die in des Meisters Werk liegt, zum Ausdruck bringt. Der Nachtigall, die tief im steirischen Forst ihr süßes Malenlied aus der Brust schmettert, mag's die Sängerin abgelautet haben.

Die goldene Messe ist zu Ende.

Aber nein. Noch harret die Priesterschaft beim Altar, noch harret die Schar der Andächtigen. Worauf?

Das schmale Türchen der Kanzel tut sich auf. Mit der goldenen Krone, im goldschimmernden Kleid, das Antlitz zuckend vor Erregung und vergeistigt von der Gottnähe der letzten Stunde, steht der Greis auf der Kanzel. Und er redet.

Zwei Töne nur will er singen und sagen: Dank und Segen. Demütige Dankesworte gegen Gott und Menschen entströmen dem zitternden Mund, ernst und doch freuddurchflungen. Und Segen: Wie einst vor 50 Jahren die neugefalteten Hände des Jünglings sich ausgestreckt haben über die Gläubigen, so jetzt die zitternden Greisenhände. Wie oft, wie viel tausendmal haben diese Hände gesegnet. Haben das Wort erfüllt, das der Bischof einst bei der Salbung sprach: „Was diese Hände segnen, das soll gesegnet sein!“ Ueber die unschuldigen Kinder, über die reuigen Sünder, über die Sterbenden, über die Toten, über Feld, Wiese und Wald haben sie unzähligmal das Zeichen des Segens gezeichnet.

So steht der Priester im Goldgewand jetzt da, die Arme weit ausgebreitet, den Blick nach innen gerichtet, das Antlitz voll inbrünstigen Flehens — er selber ganz Gottversunkenheit und ganz Vaterliebe und er segnet — segnet alle, die da bewegten Herzens knien, segnet aber auch alle, die nicht da sind, nicht da sein können, die weit vom lieben, traulichen Heimatdorf, die Waffen in der Hand, ihren Leib dem stürmenden Feind darboten als lebende Schutzmauer. Er sagt kein Wort darüber. Aber das ist so klar, so selbstverständlich, daß darüber nichts gesagt zu werden braucht.

Dieser Segen zittert noch in der Seele wie eine süß nachklingende Saite. Er ist wie ein Licht, das mild eine Finsternis erleuchtet. Wie ein tiefer, ernster Ton, der eine Stille durchbricht. Wie ein sanfter Farbe in einem eintrübnigen Grau. Wie ein Stern auf dunklem Nachthimmel.

Diesen Segen nehmen alle mit als ein köstlich Andenken an eine Wehestunde.

Das Tedeum ist verbraucht.

Draußen gleißt und plätscht die Mittags-sonne. Die grauen Häuser haben sich darin, still und froh. Das Leid, das in der Welt herrscht, scheint heute weitaus gerückt. Zwischen den Kirchtagshäusern herrscht ein reges Leben. Kindertrumpeten tönen und Kinder-lachen. Und die Großen schauen lächelnd zu.

Ein Hauch des Friedens — jenes Friedens, der von innen kommt — weht heut über dem Dorf in den steirischen Bergen:

„Goldene Messe ...“

In dem Leben heißt es ringen

In dem Leben heißt es ringen,

Kriegen ohne Unterlaß,
Willst du deine Feind' bezwingen,
Starke Feind' voll Grimm und Haß,
Feinde, sag ich, kaum zu zählen,
Du verderben uns bereit.
Willst du nicht zu Kampfen wählen,
Fällst du in dem ersten Streit.

Soll der Kampf auch noch so Mutig,
Noch so grimd und heftig sein,
Kämpfe tapfer, streite mutig,
Über kriege nicht allein!
Streit und wolle auf Gott vertrauen,
Daß der Himmel zu dir steht!
Wer so kämpft, dem darf nicht grauen,
Siegend aus dem Kampf er geht.

Das Munitionsschiff

Erzählung von Heinrich Liaden.

II.

Sangsam stieg der Oberst nach oben und stand dann dicht neben dem Kapitän, wie jener mit den Ellenbogen auf die Messingstange gestützt. Er zog so kräftig an der Peise, daß der Rauch ihm und dem Kapitän nur so ums Gesicht wirbelte. Nun blickten sie beide gen West, wo die Feuerghuten in dem nassen Element langsam verblähten. Beide hatten vernünftige Gesichter, als wenn der rote Blatz ihnen scharf in die Augen bisse.

„Warum kommen Sie gerade jetzt mit der Enthüllung, daß Sie der Kommandant dieses Schiffes sind?“ fragte Spencer mit einem Seitenblick auf den Oberst.

„Der Kommandant dieses Schiffes?“ stieß der mit einem kurzen Lachen hervor. „Lieber Kapitän, Sie irren. Der Kommandant dieses Schiffes sind Sie — ich bin nur dazu da, Ihnen in gewissen Lagen mit Ratschlägen zu Hilfe zu kommen.“

„Hm — so so. — Und warum kommen Sie gerade jetzt mit dieser neuen Eigenschaft hervor?“

„Warum? Weil ich vermute, daß Sie vielleicht bald in die Lage kommen können, meinen Rat zu befolgen.“

„So?“

„Lieber Kapitän, tun Sie gefälligst nicht so, als sei ich ein blindes Subn. Was Sie seit einer Stunde sehen, das sehe ich ebenfalls seit einer Stunde. Oder glauben Sie, ich hielte das Periskop eines Unterseebootes für einen aufrechtstehenden Besenstiel?“

„So — Sie haben es gesehen?“

„Freilich habe ich es gesehen. Seit einer Stunde treibt das Unterseeboot an unserer Seite, mal vor, mal hinter uns.“

„Ganz recht, Sir. Und offen gestanden, gefällt mir der Durst nicht.“

Der Oberst suchte verächtlich die Achseln.

„Ich habe bemerkt, daß Sie vor dem Anblick jenes Stückchens Rohr einen Teil Ihrer Kaltblütigkeit verloren haben. Das ist Torheit. Man wird nicht wagen, uns anzugreifen, denn unser Raß zeigt die amerikanische Flagge.“

„Glauben Sie mir nicht, daß ein Deutscher sich dadurch täuschen läßt. Und ich verwette meinen Hals, daß wir seit einer Stunde von einem deutschen Unterseeboot verfolgt werden.“

„Daran zweifle ich auch nicht. Und wenn er wider Erwarten uns angreifen sollte, was gedenken Sie dann zu tun?“

Der Kapitän suchte ein paarmal heftig die Achseln.

„Um Teufel — das ist leicht gefragt, doch schwer beantwortet. Entweder muß ich auf ihn schießen oder ihm das Schiff überlassen.“

„Mit der Ladung?“ fragte der Oberst und richtete seinen stahlharten Blick mit durchbohrendem Ausdruck auf das Gesicht des Kapitäns.

„Ja — mit der Ladung — freilich!“ knirschte der Kapitän. „Lieber schösse ich mir ja eine Kugel ins Gehirn.“

„Damit wäre weder Ihnen noch dem Vaterlande gedient, mein Freund. Es gibt nur eine Möglichkeit — auf ihn zu feuern, wenn er uns anruft.“

„Und wenn unser Schiff eine Granate in den Bauch bekommt —“

Der Oberst lachte gezwungen auf.

„Ja lieber Kapitän, dann würde uns unser Gefrierfleisch allerdings zum Verhängnis werden. Wir würden in die Luft gehen — und das wäre vor allem schade um die Munition, die wir nach Gallipoli zu bringen haben.“

„Daß wir bei der Gelegenheit ein bißchen in Stücke gerissen würden, scheint Ihnen nichts auszumachen.“ knurrte der Kapitän mit einem finsternen Blick auf seinen Nachbar.

„In der Tat, nein. Ob Sie sich eine Kugel ins Hirn schießen oder von einer Explosion zerrissen werden, das ist in den Folgen für den Hen's trifft, ganz einerlei. Habe ich nicht recht?“

Der Kapitän antwortete nur durch ein Achselzucken. Beide standen eine Weile schweigend und Augten auf das Meer hinaus, das mit abnehmendem Winde sich allmählich glättete. Keiner von den beiden Männern machte eine Bewegung, keiner von ihnen verzog auch nur eine Miene, als plötzlich, gar nicht weit vom Schiffe, aus dem Schwall von lodendem Golde etwas emportauchte — eine Stange — nein, ein Rohr — ein harmlos aussehendes Etwas, das aber seit Wochen der Schrecken der Meere war. Dieses geheimnisvolle Ding hielt sich in gleicher Entfernung vom Schiffe — nein — nun nähert es sich sichtbar der „Jane Richards“ — es wird länger —

„Wenn uns also der Deutsche anruft, gebe ich ihm als Antwort eine volle Ladung.“ stieß der Kapitän zwischen den Zähnen hervor.

„Das wäre ungefähr das Dämteste, was Sie tun könnten. Sie haben zwar zwei Geschütze an Bord, dennoch müßten Sie ein ganz besonderes Glück haben, wenn Sie mit den ersten Schüssen das Unterseeboot zum Sinken brächten. Wenn Ihnen das nicht gelingt, bekommen Sie als Gegengruß ohne besondere Ankündigung ein Torpedo zwischen die Rippen.“

„Aber was, zum Teufel, soll ich denn tun?“

„Nun, Ihre Geschütze sind so vortrefflich mastiert, daß auch das schärfste Auge sie von draußen nicht wahrnehmen kann. Wir gelten also als unbewaffneter amerikanischer Handelsdampfer. Lassen Sie den Deutschen also ruhig an uns herankommen, wenn er Sie anruft, doch nur so nahe, bis Sie Ihr Ziel sicher haben.“

Der Kapitän richtete sich mit einem Ruck in die Höhe und stampfte ein paarmal schweren Schrittes über die klirrende Brücke.

„Goddam — zehn Jahre lang fahre ich nun mit der „Jane Richards“ auf dem Weltmeer umher — und immer waren wir ein anständiges sauberes Schiff, das sich sehen lassen durfte.“

„Lieber Freund, es ist Krieg!“

„Ja ja — dieser verfluchte Krieg!“

„Verfluchen Sie ihn nicht, bevor wir ihn verloren haben. Aber wir werden ihn verlieren, wenn wir in unseren Mitteln eine gouvornantenhafte Zimperlichkeit an den Tag legen.“

„Wenn wir den Krieg nicht anständig führen können, hätten wir ihn nicht anfangen sollen.“

„Das geht weder Sie noch mich was an.“ sprach der Oberst mit Schärfe. „Hier handelt es sich darum, daß der Einzelne für das Ganze tut, was er kann. Ich vermute, daß Sie das Kommando über Ihr Schiff gerne behalten möchten.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß, falls Sie gefälligst sind, ich es mit einem guten Mut beenden lassen werde, den Sie dann Ihrer Mannschaft gegenüber in die Tat umzusetzen haben.“

Der Kapitän stand, mit beiden Händen die Messingstange der Kommandobrücke umklammernd, stark nach vorne geneigt, scheinbar kleiner geworden. Sein Gesicht war sehr rot und seine Lippen zusammengekniffen. Um seine Mundwinkel suchte es.

„Sehen Sie, Kapitän, das Periskop kommt immer näher.“

Kapitän Spencer fuhr zusammen, er richtete sich hoch auf, schritt an dem Obersten vorüber und stieg auf des Deck hinab. An der Reeling standen der erste und zweite Steuermann plaudernd beisammen. Als der Kapitän zu ihnen trat, verstummten sie, erstaunt über den Ausdruck seines Gesichtes. Oberst House, der sein Auge von den Dreien ließ, bemerkte, wie die beiden Schiffsoffiziere, von den leisen Worten des Kapitäns offenbar überrascht, einen schnellen Blick gen Westen warfen. Dann eilten sie fort, während der Kapitän mit auf der Brust gekreuzten Armen und hängendem Kopf bei der Reeling stehen blieb.

Eine Minute später entstand auf Deck ein hastiges Leben. Matrosen, denen man schon auf große Entfernung den Seesoldaten anmerken konnte, eilten mit planvoller Geschäftigkeit hin und her. Ein eiserner Handkarren rasselte über Deck und schaffte lange, schmale Kisten mit sehr gewichtigem Inhalt zu einer Stelle, wo von

einem geheimnisvollen Aufbau dicke Umhüllungen mit Paß entfernt wurden.

Mitten in diese Beschäftigung aber fiel plötzlich ein lauter Ausruf, der nicht auf dem Schiffe ertönt war und nicht in der Sprache, die auf dem Schiffe gesprochen wurde. Alle Köpfe ruckten hoch. Aller Augen weiteten sich. Aus vielen Gesichtern sprühte wilde Wut und toller Haß. In vielen anderen Augen aber auch flackerte ein tiefes Erschrecken auf und mehr als ein Gesicht ward plötzlich bleich.

Denn sie alle, die Männer auf der „Jane Richards“ sahen, wie sich aus dem Wasserschwall ein dunkles, trübendes Ungeheuer emporhob, wie der angeschlagene Leib eines Fabeltieres. Und aus dem wasserumrauchten Haupt der Erscheinung erhob sich ein Mensch — dunkelblau gekleidet, das junge Gesicht gebräunt mit blühenden Blauaugen, auf Oberlippen und Kinn blonde Barthärchen.

Höher hob sich das Unterseeboot aus den Fluten und der Mann im Turm wurde größer vor den Augen der Seesleute auf der „Jane Richards“. Dann hob er den Arm und schrie dem Dampfer etwas zu. Man verstand zwar nicht das Wort, denn ein Windstoß fuhr dem Unterseebootführer ins Gesicht und riß ihm das Wort vom Munde fort. Doch den Sinn verstand man nur zu gut auf der „Jane Richards“. Kapitän Spencer stieg wieder auf die Brücke und warf einen finsternen Blick auf das näherkommende Unterseeboot. Einen Fluch haarend, rückte er mit einer harten Bewegung seine Mütze ein wenig in den Nacken. Dann schrie er durch das Sprachrohr einen Befehl in den Maschinenraum. Das Stampfen der Maschine wurde langsamer — rauschend schäumten die aufgeregten Wasser an den Schiffswänden empor — mit scharfem Zischen, eine schaumspühende, leuchtende Furche bildend, schloß das Unterseeboot heran —

Regungslose Stille war auf der „Jane Richards“. Aller Augen starrten auf das Fahrzeug, das sich rauschend näherte — auf jenen vielgehassten und gefürchteten deutschen Meer-teufel, der im Verein mit einer unbekannten Anzahl gleicher Brüder der englischen Marine seit einiger Zeit die See zur Hölle machte. Unter schützenden Verkleidungen harrten Männer, die vordem ihren Dienst an Bord von Kriegsschiffen getan hatten, des Kommandos, das den friedlich aussehenden Handelsdampfer zum Schlachtschiff machen sollte —

Hin und wieder warf einer der Männer an Deck einen schnellen Blick zur Kommandobrücke hinauf. Dort stand der Kapitän — seine Stirne war gefurcht und seine Zähne fest aufeinandergepreßt. Hinter der braunen Gesichtshaut schien alles Blut gewichen zu sein, denn dieses Gesicht hatte eine Farbe so grau wie Asche. Und neben ihm, fast Schulter an Schulter, stand der lange hagere Mensch im grauen Mantel. Er stand hoch aufgerichtet, die Arme auf der Brust gekreuzt. Und immer noch hielt er seine Peise fest zwischen die Lippen geklemmt.

Dann aber — es war fast wie der Krallengriff eines Raubtieres — riß er mit einer plötzlichen Bewegung die Peise aus dem Munde und schob sie in die Tasche. Und im nächsten Augenblick fiel, scharf wie ein Hammerschlag, ein Befehl von der Brücke. Niemand hätte zu sagen vermocht, wer das Wort ausgestoßen, der Kapitän oder der andere. Die Stimme aber, die den Befehl gab, war aus Befehlen gewöhnt. Und das Wort hatte seine Wirkung.

Mit einem Ruck sank die amerikanische Flagge herab und die englische Kriegsflagge begann im Winde zu flattern. Ein Gepolter entstand an Deck — und plötzlich reckten zwei Schiffsgeschütze ihre langen, schlanken Bronzeleiber auf See hinaus.

Durch das Unterseeboot ging wie ein Ruck. Ein Wasserschwall schäumte darüber hin — dann war es, als würde es durch die Arme eines gewaltigen unter dem Wasser weilenden Rieses plötzlich festgehalten und in die Tiefe gezogen. Der Mann im Turm schwang drohend seine Faust gegen die „Jane Richards“ und verschwand im Turm. Das Schiff sank langsam in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)